



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geschichte und Politik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Völker, die vieles geleistet haben, gehen, wenn sie die Lebenskraft verloren haben, wie Individuen, zu Grunde. Da nützt keine Theilnahme, keine Hilfe. Die Geschichte vollzieht unerbittlich den Willen der Vorsehung.\*)

\*) Anm. der Redaction. — Der Ansicht des Verfassers über den Beruf Oesterreichs pflichten wir vollständig bei; jedenfalls hat es mehr den Beruf, die Quiriten an der Donau zu cultiviren, als die Quiriten am Po und an der Eber.

## Geschichte und Politik.

Sir Robert Peel. Par Guizot. Tiré de la Revue des deux mondes. Première partie. Berlin, Jul. Springer.

Was uns bei dieser vortrefflichen Monographie, die den Werth des großen britischen Staatsmannes in vollstem Maße anerkennt, zunächst auffiel, ist das eigenthümliche Mißverhältniß zwischen der theoretischen Auffassung der Staatsverhältnisse von Seiten des Verfassers und seiner praktischen Politik. In seinen historischen Schriften zeigt Guizot ein so unbefangenes, vielseitiges, durch kein System und keine Doctrin eingeengtes Urtheil, eine so ruhige Würdigung der Personen und Zustände, daß man ihm fast überall beisplichtet und von seiner eignen Politik die größten Erwartungen hegt. Betrachten wir ihn nun als Staatsmann, so stellt sich zunächst augenblicklich die Ueberzeugung fest, daß von den gewöhnlichen Vorwürfen der Selbstsucht, des Wankelmuths, der persönlichen Einflüsse u. s. w. nicht die Rede sein kann. Guizot steht unerschütterlich fest in seinen Ueberzeugungen, und nur diese Ueberzeugungen bestimmen seine Handlungsweise; und doch kann man nicht leugnen, daß er es ist, der hauptsächlich den Untergang der Julidynastie verschuldet hat, und daß er noch jetzt dahin arbeitet, seine Anhänger in einen völlig verkehrten Weg zu verlocken. Er, der gewiß einen empfänglichen Sinn für die freie Entwicklung der Völker hat, trieb Frankreich zu einer freiheitsfeindlichen Politik, die reich war an kleinlichen Intriguen, aber aller höhern Ideen vollständig baar. Er reizte mit Bewußtsein den Unwillen der Masse, und veräumte es doch, die Mittel herbeizuschaffen, diesem Unwillen kräftig zu begegnen. In der Geschichtschreibung der unbefangene Beobachter, war er in der Politik der verhärtete Doctrinär. Mehr als irgend ein Staatsmann hat er Gelegenheit gehabt, seinen König und sein Volk richtig kennen zu lernen. Er kannte weder den einen, noch das andre, und gegenwärtig betreibt er wieder aus einer doctrinären Grille die Coalition zwischen der ultramontanen und der liberalen

Partei, die allen historischen Voraussetzungen, die der Natur der Dinge widerspricht. Was handelt es sich jetzt, wo man seit einem Menschenalter ausschließlich an die Macht der Thatfachen gewöhnt ist, um die Festsetzung gleichgiltiger juristischer Begriffe? Hätte der Graf von Chambord den Muth und die Verwegenheit gehabt, die Chancen, welche die Revolution jedem Bewerber eröffnete, mit raschem Entschlus zu ergreifen, so wäre es vielleicht möglich gewesen, der Geschichte eine andre Wendung zu geben; möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Seitdem er es aber dem abstracten Rechtsprincip überläßt, sich selbst zu realisiren, glaubt niemand mehr an ihn, nicht einmal die deutschen Legitimisten, und das will viel sagen. Ob die Zahl seiner Anhänger durch den Herzog von Nemours und Guizot vermehrt wird, das ändert an der Sache nicht das Mindeste. — In dieser Beziehung haben wir die bekannte Erklärung des Grafen von Paris mit großer Freude gelesen. Hier ist endlich die Sachlage so dargestellt, wie sie dargestellt werden muß. Der Graf von Paris tritt nicht als Prätendent auf, der seine Rechtsansprüche auf den Thron Frankreichs geltend macht (denn mit diesen Rechtsansprüchen ist es in der That nicht weit her), sondern als Mitglied der großen liberalen Partei, der nach seiner wie nach unsrer Ueberzeugung die Zukunft Europas angehört. Mit Freude und Stolz begrüßen wir wiederum ein edles königliches Haupt in unsrer Mitte. — Der Waffenstillstand zwischen der liberalen Partei und dem Bonapartismus (denn mehr kann es nicht sein, wo die Principien sich ausschließen), verspricht keine lange Dauer; er wird, wie wir fürchten, bald in Italien sein Ende finden. So herzliche Theilnahme wir für die gedeihliche Entwicklung des sardinischen Staats empfinden, so sehen wir doch mit einem gewissen Jagen der nächsten Zukunft Italiens entgegen, denn es unterliegt wol keinem Zweifel mehr, daß die österreichische und die französische Politik sich die Hände reichen. Wir wissen nicht, ob die Zeitungsangaben die großbritannische Note an Sardinien richtig wiedergeben, es hat aber die Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn Sardinien in seiner bisherigen Politik beharrt, und unbeirrt von den Drohungen der Auswärtigen, aber auch ohne leidenschaftliche Hast vorwärts schreitet, so bildet es den festen, gesunden Kern eines italienischen Staatslebens, dem die Wünsche und Hoffnungen aller wahren Patrioten sich anschließen. Läßt es sich aber durch den unruhigen Geist der Bevölkerung fortreißen und bringt es zu einem Conflict, so kann alles verloren gehen. Selten wurde einem Staatsmann eine würdigere, aber auch eine schwierigere Rolle zu Theil, als dem Grafen Cavour, denn es gilt, rücksichtslose Entschiedenheit und kühle Besonnenheit, offenen Freimuth und kluges Zögern zu verbinden; es gilt, den Hof zu schonen und der Masse keinen Anstoß zu geben. Vielleicht gelingt es ihm, und der alte Ruf der italienischen Politik wird wieder hergestellt. —

Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakobs II.  
 Von Thomas Babington Macaulay. Uebersetzt von Prof. Friedrich Bülow.  
 Mit dem vollständigen Namen- und Sachregister über alle vier Bände.  
 Leipzig, T. O. Weigel. —

So ist denn nun auch in der deutschen Uebersetzung dieses schöne Werk geschlossen. Wenn wir nach sorgfältiger Prüfung die bülow'sche Uebersetzung als die beste der vorhandenen anerkennen, so werden wir gewiß nicht in den Verdacht der Parteilichkeit kommen, denn Herr Bülow steht unsern politischen Ansichten so fern, als nur irgend möglich. Was aber seine Uebersetzung betrifft, so könnten wir einige Wunderlichkeiten tadeln, an die man sich übrigens leicht gewöhnt; aber sie zeigt das rühmliche Bestreben, nicht bloß den Inhalt, sondern auch die schöne Sprache des Originals zur Darstellung zu bringen, und es ist ihr gelungen, so weit man bei dieser schwierigen Aufgabe von Gelingen sprechen kann. Je mehr wir an die Fabrikarbeiten unsrer gewöhnlichen Uebersetzer gewöhnt sind, desto erfreulicher ist es uns, ein Kunstwerk ersten Ranges auch in würdiger Form übertragen zu sehen. — Durch den Vertrag mit England wird nun die Concurrenz in Bezug auf die Uebersetzungen neuer Werke ausgeschlossen. Möchten doch die Buchhandlungen, die jetzt an ein ähnliches Unternehmen gehen, sich vorher sorgfältig von der Geschicklichkeit ihres Uebersetzers unterrichten, denn die Zahl der Fabrikanten ist zwar groß, aber die Zahl derer, die eine hinreichende Kenntniß der beiden Sprachen mit dem richtigen Geschmack verbinden, sehr gering. — Was den Inhalt des Werks betrifft, so möchten wir noch einmal darauf hinweisen, daß eine große politische Lehre daraus zu entnehmen ist: Bei Völkern ist Ausdauer und Zähigkeit des Willens viel wichtiger und segensreicher, als eine hin und wieder aufblühende Genialität, die dann wieder in Lethargie übergeht. Trotz aller Vorwürfe, die man ihm im Einzelnen machen kann, nimmt der großbritannische Staat doch immer noch den ersten Rang unter den Nationen ein. —

Aus den Memoiren eines Russen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod von Alexander Herzen. Hamburg, Hoffmann und Campe. —

Nach dem Friedensschluß strömt die Menge der russischen Gäste wieder durch Deutschland und Frankreich, die Hotelbesitzer und Badeärzte finden ihre Rechnung, die Grisetten, und was sonst in diese Kategorie gehört, nicht minder, und so kann man denn erwarten, daß die bisher bittere und feindselige Stimmung gegen das russische Volk sich wesentlich modificiren wird. Es ist daher grade jetzt sehr nothwendig, das Publicum daran zu erinnern, daß lang eingewurzelte Zustände sich nicht über Nacht ändern. Das vorliegende Buch erfüllt diesen Zweck um so mehr, da der Verfasser, wenn man auch seinen Ansichten

nicht unbedingt beipflichten mag, durchweg den Eindruck eines ehelichen Mannes macht. Es ist in einer doppelten Beziehung lehrreich, lehrreich für die Kenntniß der russischen Zustände und lehrreich für die Würdigung der sogenannten Fortschrittspartei, die sich als eine völlig hoffnungslose herausstellt. — Der Verfasser wurde in seiner Jugend nach Sibirien geschickt, dann in Nowgorod kaiserlicher Beamter, bis er 1842 seinen Abschied nahm. Was er nun über die polizeiliche Beaufsichtigung von Seiten der väterlichen Regierung erzählt, wird in andern Staaten, wenn auch nicht in so hohem Grade, sein Gegenbild finden. Charakteristisch sind die Absurditäten, die daraus hervorgehen, daß ein einzelner Wille ein ungeheures Reich bis in alle Details zu regieren unternimmt. Namentlich dem verstorbenen Kaiser Nikolaus gegenüber waren all seine nächsten Umgebungen so in Furcht, daß, wenn einmal ein Beschluß gefaßt war, der auf ganz falschen Voraussetzungen beruhte, keiner es wagte, den Kaiser eines Bessern zu belehren. Der Kaiser hatte den besten Willen, dem Unfug seiner Beamten zu steuern, aber das konnte immer nur in einzelnen Fällen geschehen, und je rücksichtsloser die Strenge war, mit der man in diesen Fällen durchgriff, desto überzeugter waren die übrigen, daß in den nächsten Jahren nichts geschehen würde, desto unbefangener ging der alte Schlandrian fort. Ein paar sehr komische Scenen wollen wir hier hervorheben. Der Verfasser stand unter polizeilicher Aufsicht, war aber zugleich Regierungsrath. Als solcher mußte er alle drei Monate einen Bericht über sich selbst als über einen unter polizeilicher Aufsicht stehenden Menschen an den Polizeidirector schicken! — Er kommt einmal nach St. Petersburg, der Polizeidirector weist ihn aus; er geht zu demselben hin, um sich zu rechtfertigen, erklärt aber zugleich, er wolle von selbst abreisen. Er fordert von der Polizei seine Reisekarte, diese verweigert sie ihm. Er geht hin, um nach dem Grund zu fragen, und als Grund gibt man ihm an, daß das Ausweisungsdecret zurückgenommen sei!! — Bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus schrieb Bulgarin in die nordische Biene, daß unter andern Vortheilen die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau einen gewähre, an welchen er nicht ohne Mühlung denken könne: daß von nun an ein und dieselbe Person würde des Morgens ein Tebeum für die Gesundheit des Kaisers in der Kathedrale von Kasan hören können und am Abend in der Kathedrale der Ascension in Moskau. Es scheint schwer, sich noch über dieses zu erheben, doch so reich ist die menschliche Natur, daß ein Professor in Moskau, die Tausende von Müßiggängern erblickend, welche sich versammelten, um Nikolaus ankommen zu sehen, schrieb: „Ich bin sicher, daß auf ein Zeichen von des Kaisers Hand alle diese Tausende sich mit Freuden in den Fluß stürzen würden.“ Dies schien doch auch dem Grafen Stroganoff zu stark und er strich die Passage aus. — Ein kaiserlich französischer Censor würde freilich jetzt so etwas nicht streichen. — Neben den lächerlichen Ge-

schichten kommen auch viele entseztliche vor; aber man möge diese im Buch selbst nachlesen. Wir wollen nur noch eine sehr komische Anekdote aus älterer Zeit mittheilen. In Rußland werden die Sektirer nicht fortwährend verfolgt, aber auf einmal kommt der Synode oder dem Ministerium des Innern eine Laune, sie machen eine Invasion gegen Sektirergemeinden, berauben sie, und dann ist wieder alles ruhig. Die Sektirer haben gewöhnlich kluge Agenten in Petersburg, welche ihnen von dort Nachricht geben über eine drohende Gefahr; dann sammeln die zu Haus gleich Geld, verstecken die Bücher und Bilder der Heiligen, machen die orthodoxen Priester betrunken, machen die orthodoxen Polizeicommissare betrunken und geben ein Lösegeld. Dann sind sie wieder für zehn Jahr ruhig. In dem Gouvernement Nowgorod war eine große Menge Sektirer, besonders von den Duchoborzi d. h. Kämpfer des Geistes. Ihr Haupt war ein alter Starost aus einer der Postgemeinden;\*) er erfreute sich des höchsten Ansehens unter ihnen. — Als Paul I. gekrönt werden sollte in Moskau, ließ er den alten Mann zu sich kommen, wahrscheinlich um ihn zu befehlen. Die Duchoborzen nehmen wie die Quäker ihren Hut nicht ab. Der graue alte Mann ging also bedeckten Hauptes zu dem Kaiser. „Legt ihn in Ketten, fort mit ihm zur Zwangsarbeit in die Minen,“ schrieb der ritterliche Paul. Der alte Mann wurde ergriffen, und der Kaiser befahl, das Dorf an allen Ecken anzuzünden und die Einwohner nach Sibirien in die Colonien zu schicken. Auf der nächsten Poststation warf sich jemand aus des Kaisers Gefolge demselben zu Füßen und bekannte, daß er den allerhöchsten Willen noch nicht ausgeführt habe und einen zweiten Befehl erwarte. Paul, ein wenig kühler geworden, begriff, daß es ihn dem Volke sonderbar empfehlen würde, wenn er Dörfer niederbrenne und die Leute in die Minen sende, ohne sie gerichtet zu haben. Er befahl daher der Synode, die Sache zu untersuchen, so weit sie die Bauern betraf, den Alten aber schickte er für den Rest seiner Tage in ein Kloster in Wladimir; er dachte, daß die orthodoxen Mönche ihn besser zu Tode quälen würden, als die Zwangsarbeit; aber er vergaß, daß die Mönche nicht bloß orthodox, sondern auch Leute sind, welche das Geld und den Brantwein lieben, und daß die Sektirer Leute sind, welche keinen Brantwein trinken und das Geld nicht sparen. Der alte Mann stand in dem Nise eines Heiligen unter den Duchoborzi. Von allen Seiten Rußlands kamen sie, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen; sie erkaufte die Erlaubniß, ihn zu sehen, mit Gold. Der alte Mann saß weiß gekleidet in seiner Zelle, deren Wände und Decke von seinen Freunden ebenfalls mit weißen Leinen behangen waren. Nach seinem Tode erbaten seine Freunde die Erlaubniß, seinen

\*) Zwischen Petersburg und Moskau waren ganze Gemeinden, welche das Monopol hatten, die Postpferde für diese Route zu liefern, und einzig davon lebten.

Leichnam bei seinem Volke zu begraben, und sie trugen ihn in feierlicher Procession den langen Weg von Wladimir nach dem Gouvernement Nowgorod. Niemand als die Sektirer weiß, wo er begraben ist; sie sind überzeugt, daß er während seines Lebens Wunder thun konnte, und daß sein Körper unverweslich ist.

Das sind die russischen Zustände; nun aber die Rehrseite. Der Verfasser gehört dem sogenannten jungen Rußland an, welches seine Bildung ausschließlich aus Hegel, Feuerbach und Proudhon schöpft. Der Führer dieser Schule heißt Stankewitsch, die Hauptmitglieder waren Belingki und Bakunin. Er erzählt von ihnen unter anderen Folgendes. „Da war kein Paragraph aller drei Theile der Logik, der zwei der Aesthetik und derer der Encyclopädie, welcher nicht mit Sturm genommen worden wäre, in verzweifelten Discussionen langer Nächte. Menschen, die sich liebten, trennten sich für Wochen, weil sie sich nicht vereinigen konnten über die Definition des „übergreifenden Geistes“ und die Meinungen über die „absolute Persönlichkeit“ und das „an sich Sein.“ Sie nahmen Meinungen, die von den ihrigen abwichen, für persönliche Beleidigungen. Sie ließen jede noch so unbedeutende Flugschrift, die in Berlin oder andern Haupt- und Provinzialstädten gedruckt worden war, kommen, wenn nur ein Wort über Hegel darin stand; sie lasen sie in wenigen Tagen so durch, daß Löcher darin waren und die Blätter auseinanderfielen.“ Was ihn selbst betrifft, so kommt er zum Schluß zu dem überraschenden Resultat, daß die Zukunft Rußlands — im Socialismus liege!

Also auf der einen Seite die Logik der altrussischen Convenienz, auf der andern Hegel und der Socialismus! Armes Rußland, es wird schwer sein, aus dir etwas Kluges zu machen. —

Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes.  
Von Gustav Struve. New-York, Struve. —

Wir können dem Verfasser, der durch seine deutsche Vergangenheit nicht grade das Recht hat, sich als Vertreter des gesunden Menschenverstandes zu geriren, das Zeugniß nicht versagen, so unbefangen als möglich zu sehen, und so natürlich als möglich zu erzählen. Er hebt die Mißverhältnisse der amerikanischen Zustände sehr scharf hervor, aber er ist nicht ein Pessimist, wie die meisten der neuern Berichterstatter. Er läßt die Hoffnung auf eine gedeihlichere Entwicklung nicht fallen. — Durch die neuesten Vorfälle werden die lebhaftesten Freunde der amerikanischen Verfassung gradezu in Verzweiflung gesetzt. Der skandalöse Austritt im Senatszimmer zu Washington ist schändlicher, als irgend etwas, was man von einem despotischen Staat der neuern Zeit erzählen kann. Wir fürchten, Amerika geht einer schlimmen Zukunft entgegen. Durch ihre Verbindung mit der demokratischen Masse haben die Sklavenzüchter des Südens von Jahr zu Jahr einen größern Einfluß gewonnen;

im gegenwärtigen Augenblick beherrschen sie die Union theils durch ihre Stimmen, theils durch ihre Knittel, denn die Mehrzahl der Gutgesinnten ist feig. Früher wagte man die Sklaverei doch nur als ein nothwendiges Uebel zu entschuldigen, welches man allmählig einschränken müsse; jetzt dehnt man sie immer weiter aus, und nennt sie ein preiswürdiges Institut, eine Säule der amerikanischen Freiheit. Wenn der Norden sich nicht endlich zu einem entschiedenen Widerstand zusammenrafft, selbst auf die Gefahr einer Trennung hin, auf die es die ritterlichen Helden von Südcarolina trotz der Behendigkeit, womit sie den Prügel führen, doch nicht werden ankommen lassen, so werden wir jenseit des Oceans noch ein zweites Sodom und Gomorrha erleben. —

Ein indischer Königshof. Von einem Mitgliede des Hofstaates zu Audd.  
(W. Knighton.) Nach d. Engl. von Ludwig Thiele. Leipzig, Verck. —

Zu Anfang dieses Jahres wurde das ehemalige Königreich Audd in die Besitzungen der englisch-ostindischen Compagnie einverleibt. In mehr als einer Beziehung muß uns also eine genaue Schilderung der Zustände jenes Reichs willkommen sein. Der Verfasser des vorliegenden Buchs hatte sich vor etwa zwanzig Jahren in die Hauptstadt desselben, Lackno, begeben, um beim Hof des damaligen Königs sein Glück zu machen. Dieser König, Nasreddin, war ein Freund der europäischen Cultur, das heißt, er liebte es, trotz seiner mahomedanischen Religion, sich täglich in Wein zu betrinken, kleidete sich in den europäischen Frack und Hut und hatte sich mit einer Anzahl von Engländern umgeben, die seine Günstlinge waren d. h. die ihn während seiner Mahlzeit amüsiren mußten und dafür ungenirt in die Beutel der Staatskasse greifen durften. Der hauptsächliche Günstling war ein Barbier, der es verstand, die straffen Haare Sr. Majestät in zierliche Locken zu legen und der dafür im Besitz vieler Millionen von seiner Stelle geschieden ist. Es war auch ein englischer Sprachmeister darunter, allein am Erlernen der Vocabeln fand der Sultan im Ganzen wenig Geschmak. Desto eifriger ließ er sich in den Geheimnissen des Froschsprunges, des Billards 2c. unterrichten. Der Posten dieser Günstlinge schien angenehm genug, denn sie hatten auf der Welt nichts zu thun, als etwa in der Weise Falstaff's die gute Laune Sr. Majestät zu unterhalten. Sie wurden dafür im Ganzen sehr höflich behandelt und Genüsse aller Art boten sich ihnen in Hülle und Fülle. Indes hatte die Stelle doch auch ihr Mißliches, denn wenn der König im Ganzen von einem heitern Temperament war, so wandelte ihn doch zuweilen die Laune an, diesen oder jenen seiner getreuen Unterthanen köpfen zu lassen, und wenn diese Beschäftigung einmal in gutem Zuge war, so fand das Köpfen nicht leicht eine Grenze. Zuweilen geruhte er auch, seine heitere Stimmung in einer Weise auszulassen, die andern unbequem werden mußte, z. B. er machte sie betrunken, ließ sie

an den Stuhl festbinden und zündete unter demselben Feuer an. Kurz, nachdem der Verfasser längere Zeit die Freuden des Hoflebens gekostet hatte, begann er doch zu fürchten, daß die Reihe der Experimente auch an ihn kommen könnte, und er bat um seine Entlassung, die ihm in der höchsten Ungnade gewährt wurde. — Das kleine Buch ist äußerst interessant und lehrreich. Die ungeheure Pracht, die an jenem Hof nach allen Richtungen hin entwickelt wurde, die Mischung von kindischer Naivetät und raffinirtem Genuß ist sehr anschaulich erzählt, nebenbei gewinnt man aber auch einige ernsthafte historische Perspectives. — Die Stellung der Engländer in Ostindien hat eine große Aehnlichkeit mit der Stellung der Römer gegen die asiatischen Despoten. Mommsen hat in seiner Geschichte mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß von einer eigentlichen Eroberungsfucht der Römer in den letzten Jahrhunderten der Republik nicht wol geredet werden kann, daß der Senat im Ganzen träge war und abgeneigt, sich um die innern Angelegenheiten der fremden Staaten zu kümmern, die sich doch nicht selbst regieren konnten; daß er mit seiner Einmischung so lange zögerte, bis es nicht länger zu vermeiden war, wo er dann freilich durch das Uebergewicht seiner Masse und seiner Disciplin die übrigen Despoten erdrückte. So ist es auch bei den Engländern nicht der innere Trieb, sich zu vergrößern, sondern das unerbittliche Fatum, das sie Schritt vor Schritt zu neuen Eroberungen treibt, und im Allgemeinen gereicht es zum Heil der indischen Bevölkerungen, daß sie den Engländern unterthan werden, denn so unzählig auch die Mißbräuche sind, die sich in die Verwaltung der Compagnie eingeschlichen haben, sie ist immer noch um das Tausendfache dem weibisch grausamen Despotismus der eingebornen Fürsten vorzuziehen. Freilich liegt darin noch ein zweites Schicksal. Bei der fortwährenden Vergrößerung der Colonien muß einmal eine Zeit kommen, wo die Kräfte des großbritannischen Staats nicht mehr ausreichen, in dieser Ferne ein so unermessliches Reich zu regieren, und wenn es hier auch nicht zu einem Kampf mit der russischen Macht kommen sollte, — eine Weltkrisis, gegen die gehalten selbst die jetzige orientalische unbedeutend aussehn würde, — so wird doch ein innerer Auflösungsproceß auf die Länge schwer zu vermeiden sein. Wie aber dieser in Indien ausfallen wird, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Als die amerikanischen Colonien die Herrschaft des Mutterlandes von sich abschüttelten, konnten sie sich selbstständig behaupten; dagegen würden die englischen Colonisten in Ostindien das erste Opfer eines allgemeineren Völkerkrieges sein.

Die Reformatoren und die Reformation, im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben geschichtlich beleuchtet von Dr. Daniel Schenkel. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. —

Der Verfasser nimmt innerhalb der neuern Entwicklung der Theologie  
Grenzboten. III. 1856.

eine eigenthümliche Stellung ein, die sich in gewisser Beziehung mit der historischen Bedeutung der alten Pietisten vergleichen läßt. Er ist einerseits ein Gläubiger, aber ein entschiedener Feind der modernen Orthodoxie, die das Hauptgewicht auf die sogenannten Glaubenssätze legt; er hat die moderne Bildung durchgemacht, aber er bekämpft mit demselben Eifer den Nationalismus, welcher die Religion auf einfache Sätze der Vernunft zurückführen möchte. Für ihn besteht die Bedeutung der Religion vorzugsweise in dem innern Leben des Gemüths und in den daraus hervorgehenden Liebeswerken. Er erwartet die Wiedergeburt derselben nicht von den kirchlichen Autoritäten, noch weniger von einer Einmischung der Staatsbehörden, sondern von den freien Vereinen frommer und dem Christenthum wahrhaft ergebener Männer, ungefähr nach Art der innern Mission, oder auch der frühern Brüdergemeinden. — Das ist ein Standpunkt, den wir in jeder Weise gelten lassen können, wenn er auch nicht der unsrige ist, denn er erhält den Kampfplatz frei. Von diesem Standpunkt aus beleuchtet er die Entwicklung und die Lehren der vier Reformatoren, Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon, mit vielem Geist und einem wirklich historischen Blick, aus dem auch derjenige viel lernen kann, den der Gang seiner Ueberzeugungen auf einen andern Weg geführt hat. Ueberhaupt ist für das Zeitalter der Reformation noch sehr viel zu thun, auch nach der vortrefflichen Arbeit Rankes. Die religiösen Gesichtspunkte sind in den letzten Jahren viel bestimmter hervorgetreten und haben sich viel freier entwickelt, und es ist auch eine nicht geringe Zahl von Zeugnissen seitdem ans Licht gezogen worden. Wir wollen hier nur auf zwei Bücher aufmerksam machen, die zwar schon einige Jahre alt sind, die wir aber noch nicht erwähnt haben, und die auf den Charakter eines bedeutenden Mannes ein überraschendes Licht werfen, den man früher zu allgemein nach den schillerschen Vorurtheilen auf faßte. —

Briefe an Kaiser Karl V., geschrieben von seinem Beichtvater in den Jahren 1530—32. In dem spanischen Reichsarchiv zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt von Dr. G. Heine. Berlin, W. Besser. —

Das Klosterleben Kaiser Karls des Fünften. Aus d. Engl. des William Stirling von Dr. A. Kaiser. Leipzig, F. D. Weigel. —

Es ergibt sich aus diesen urkundlichen Darstellungen, daß Karl der Fünfte etwas weniger weltlichen Verstand und etwas mehr Gewissen hatte, als man ihm gewöhnlich zuschreibt, und daß die allgemeine deutsche Reformation nicht bloß an politischen Rücksichten scheiterte. — In einem neu erschienenen Werk wird gleichfalls eine wichtige Phase der Reformation von einem bisher noch nicht hervorgehobenen Standpunkt beleuchtet. —

Der Uebertritt König Heinrichs des Vierten von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche, und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Edictes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie von Ernst Stehelin. Basel, Schweighauser. —

Dieses mit einem eisernen Fleiß gearbeitete Werk schließt sich unmittelbar an die Geschichte des französischen Protestantismus von Soldan an, die bis zur Bartholomäusnacht fortgeführt ist. Für den Erfolg des Buchs wäre es wünschenswerther gewesen, wenn der Verfasser unter den mitgetheilten Notizen eine strengere Auswahl getroffen hätte; aber in dem lobenswerthen Eifer, nichts zu übergehen, was auf das sittliche Urtheil irgend einen Einfluß ausüben könnte, hat er eine so unübersehbare Fülle des Materials zusammengebracht, daß der gewöhnliche Leser davon erdrückt wird. Dieser Uebelstand ist um so größer, da der Verfasser weder im Erzählen noch im Gruppiren der Thatfachen sehr geschickt ist, da seine Reflexion sich zu lebhaft in den Vordergrund drängt und die Darstellung unterbricht. Erfreulich ist dagegen das Buch in einer doppelten Beziehung, einmal wegen des gründlichen Quellenstudiums, sodann wegen des heiligen Ernstes der sittlichen Ueberzeugung. — Handelte Heinrich IV. recht, als er um der Krone willen seinen Glauben abschwor? Das vorige Jahrhundert war mit der Antwort schnell bei der Hand. Die Aufklärung, die jede bestimmte Form des Glaubens verleugnete, mußte auf das freudigste mit einem König sympathisiren, der ihre Ideen anticipirt hatte. Heinrich konnte leicht den Protestantismus aufgeben, denn er war niemals ein gläubiger Protestant gewesen; die Religionsformen waren ihm gleichgiltig, es überwog bei ihm durchaus der Staatsmann. Er endigte durch seinen Schritt einen schon lange andauernden furchtbaren Bürgerkrieg; er sicherte den Frieden und die schwer bedrohte Einheit des Reichs; er ordnete die religiösen Parteien dem Staat unter, gab ihnen aber das Recht, sich auf dem religiösen Gebiet frei zu bewegen. Während Deutschland durch die Fortsetzung der theologischen Zänkereien endlich in jenen entsetzlichen Krieg verfiel, der es in der Cultur um wenigstens ein Jahrhundert zurückdrängte, dessen verderbliche Folgen zwei Jahrhunderte noch nicht völlig haben überwinden können, machte Heinrich und sein Nachfolger Richelieu aus Frankreich einen mächtigen, einheitlichen Staat, der eine Reihe von Revolutionen überdauert hat und heute noch ebenso kräftig dasteht wie damals, während Deutschland sich noch immer vergebens abmüht, die nationale Einheit zu finden. — Ganz so einfach liegt indessen die Sache doch nicht. Betrachten wir zuerst die Sache nur vom Standpunkte des Erfolgs, so hat die durch Heinrich festgestellte Glaubensfreiheit kein volles Jahrhundert gedauert, und die Folge davon ist einerseits das Fortbestehen der alten kirchlichen Formen in ihrer ganzen Bigoterie, andererseits die voltairesche

Aufklärung und die Revolution gewesen. Jener Leichtsin in Beziehung auf sittliche Dinge, mit dem die Franzosen jedem neuen Einfall, gleichviel ob eigenem oder fremdem, Raum gaben, findet im Uebertritt Heinrichs sein erstes Vorbild. Heinrich hat das sittliche Band der protestantischen Gemeinschaft zerstört, oder wenigstens seine Zerstörung möglich gemacht. Ob das nicht ein zu theures Opfer für den unzweifelhaften Gewinn jenes Schrittes war, darüber wird die Geschichte schwerlich ein entgeltiges Urtheil sprechen können; indessen ist es schon von der größten Wichtigkeit, solche Fragen überhaupt anzuregen, denn unsre Zeit bedarf mehr als je der warnenden Stimme, daß ein Spiel mit dem Gewissen aus Gründen politischer Opportunität immer eine sehr bedenkliche Sache ist. —

Die Jugend Caterinas de Medici. Von Alfred von Neumont. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Decker. —

Das Buch selbst haben wir bereits in diesen Blättern besprochen. Daß der Stoff interessant, und die Behandlung geschickt und zweckmäßig ist, zeigt die freundliche Aufnahme, die das Publicum dem Büchlein hat zu Theil werden lassen. Die neue Durcharbeitung ist mit Gründlichkeit und Verstand vollzogen, ohne daß an den allgemeinen Umrissen des Plans etwas geändert wäre. —

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller und Johannes Falke. Nürnberg, Bauer und Raspe. —

Es sind von dieser Sammlung, die wegen der Reichhaltigkeit und Gründlichkeit ihrer Mittheilungen die allgemeine Anerkennung des deutschen Publicums verdient, wiederum zwei Hefte erschienen, die folgende größere Aufsätze enthalten: Die Hexenprocesse zu Eslingen im 16. und 17. Jahrhundert von Dr. K. Pfaff. Die Gottesfreunde und Dr. Johann Tauler von J. Falke. Das Narrengericht und Narrenbuch zu Stockach von Reg.-Dir. von Kaiser. Eine Reise von Nürnberg an den bayreuther Hof von Dr. Nehlen. Kaiser Ferdinand I. in Ueberlingen von Freiherr von Schreckenstein. Zünfte und Geschlechter im 14. Jahrhundert von Dr. J. Müller. Die ältesten Mäßigkeitsvereine, insbesondere von Christophs Gesellschaft, mitgetheilt von Chr. von Stramberg. —

Geschichte der Politik der Päpste. Von Karl Friedrich Merlecker. Hamburg, Hoffmann und Campe. —

Das Buch hat den Zweck, in kurzer summarischer Uebersicht für Schüler und Laien die Entwicklung des Papstthums zu schildern, natürlich vom Stand-

punkt der protestantischen Gesinnung. In dieser Beziehung verdient das Unternehmen durchaus Beifall; nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser diesem Zweck gemäß jeden Anschein einer gelehrten Arbeit vermieden hätte. So ist z. B. die in der Einleitung gegebene historische Literatur ganz merkwürdig unkritisch, und der Verfasser hätte sie einfach weglassen können, da sie den Schüler gar nichts angeht. —

## Zur Situation.

### A. 2.

Als der Friede geschlossen wurde, war es ein Lieblingswort derjenigen, die die Verlängerung des Kriegs gewünscht hätten, daß dieser Frieden nicht lange dauern werde. Der Vertrag vom 15. April mit seinem Rußland hingeworfenen Mißtrauensvotum ließ sogar annehmen, daß bei den westlichen Großmächten ein ähnlicher Glaube herrschte. Und doch ist bis jetzt nichts hervorgetreten, welches die Annahme rechtfertigen könnte, daß sich ein neuer Krieg Europas gegen Rußland vorbereite. Rußland hat nicht nur die Friedensbedingungen gezeichnet, sondern sich ihnen auch unterworfen, es führt sie aus, wenn auch mit kleinlicher Benützung des ihm zustehenden Rechts, die abzutretenden Festungen zu demoliren. Die Politiker des Mißtrauens haben auch darin vollständig Unrecht erhalten, wenn sie glaubten, daß nun die Westmächte ihrerseits der Türkei das anthun würden, um dessen Abwendung sie Rußland den Krieg machten. Aber abgesehen von den englisch-amerikanischen Differenzen ist in Europa selbst seitdem ein Keim künftiger Zerwürfnisse nach dem andern aufgeschossen. Die Haltung Schwedens gegen Rußland, Sardinien's gegen Oestreich, der Streit um die künftige Gestaltung der Donaufürstenthümer und der Zwist Dänemarks mit den beiden deutschen Großmächten sind an sich geringfügig, sie zeigen aber die Wege, welche die Zukunft Europas nehmen wird und verdienen scharf in das Auge gefaßt zu werden. Denn es sind nicht vorübergehende Erscheinungen, sondern sie beruhen auf inneren Nothwendigkeiten, welche morgen noch dieselben sein werden, welche sie heute sind.

Für Deutschland sind zunächst seine Verhältnisse zu Dänemark von einem unmittelbaren Interesse. Die Noten, welche jetzt von Preußen und dann von Oestreich in Kopenhagen übergeben sind, haben die schleswig-holsteinsche Angelegenheit in ein neues Stadium gebracht. Vor 1848 erfreuten sich die Herzogthümer nicht der Gunst der Höfe; was 1846 für sie geschah, war ein widerwilliges Zugeständniß an die schwellenden Fluten der öffentlichen Meinung. Im Jahr 1848 wurde diese Angelegenheit von den meisten Regierungen als eine rein revolutionäre betrachtet, desto eifriger unterstützt und desto rascher verlassen. Die östreichische Intervention machte ihr dann im Namen des deutschen Bundes oder vielmehr Rußlands ein Ende. Wir erinnern uns noch, wie im Jahr 1832 die östreichischen Blätter die Versicherung gaben, durch die neuen Ordnungen, welche